

Die letzte Kriegswache.

Schicksalsfragen.
Zur Juni-Mitte sind es dreißig Jahre, daß Kaiser Wilhelm II. regiert, vor drei Jahrzehnten sank Kaiser Friedrich ins Grab. In den Jahrsrückblicken unserer Gegner, die von der Sorge um ihre Zukunft gepeinigt werden, heißt es immer wieder, daß sie den deutschen Militarismus vernichten wollen. Und dabei erhöhen sie fortwährend die Stärke ihrer Heere. In Deutschland ist die Armee das Volk in Waffen. In England und Amerika wird der Krieg mit Soldaten geführt, die für diesen Zweck zusammengerafft werden. Wenn etwas Militarismus ist, so ist es das englische und amerikanische Militärsystem. Die Franzosen hüten sich auf diesen Ton ihrer Verbündeten einzugehen, denn bei ihm war das Soldatenaufgebot im Verhältnis das stärkste in der ganzen Welt. Und die Welt weiß auch, daß sie dem sogenannten deutschen Militarismus in Wahrheit den jahrzehntelangen Frieden verdankt. Der Keisler vor der deutschen Wehrkraft hat die Waffenruhe von 1871 bis 1914 gewahrt, und sie würde auch noch länger gedauert haben, wenn König Eduard von England nicht die Entente des Hasses, der Habguth und der Revanche zusammengebracht hätte.

Kaiser Friedrich hat das bekannte Wort ausgesprochen, daß es bei uns die böse Leidenschaft des Chauvinismus so wenig gäbe, daß uns sogar eine deutsche Bezeichnung dafür fehle. Und ebensovienig gibt es den Militarismus, der die fremden Völker knechten will. Kaiser Friedrich, der jetzt ein Menschenalter im Grabe ruht, lebt in der Herzenserinnerung aller Deutschen fort; jeder weiß, daß er ein Freund des Friedens und der Ideale war, wie es keinen höher gesinnten Fürsten und Menschen geben kann. Aber an der deutschen Wehrkraft ließ auch er nicht rütteln, und eine seiner ersten Maßnahmen nach seiner Thronbesteigung war die Einsetzung einer Kommission zur Ausarbeitung von Staatsreformen. Die erhöhte Schlagfertigkeit der Armee sollte Deutschland den Frieden erhalten, der stets Kern und Inhalt aller Reichspolitik gebildet hat. Im Sinne seines Vaters ist auch der regierende Kaiser vorwärts geschritten, er hat alle unerfüllten Pläne weit von sich gewiesen. Und jeder deutsche Reichsfürstler ist den Spuren Bismarcks darin gefolgt, daß er den Gedanken eines Angriffskrieges weit von sich abwarf. Hätte das Deutsche Reich sich auf dem Gebiete des brutalen Militarismus betätigen wollen, es hätte das längst tun können und es hätte dabei Ententegegner als Bundesgenossen gehabt. Das wollen wir uns heute vor Augen halten, wo der dritte Hohenzollernkaiser ein Menschenalter regiert. Auf unserer Seite liegt nicht die Schuld, daß in dem langen Kriege ein hartes Schicksal über die ganze Welt gekommen ist.

Es sind auch nicht allein militärische Dinge, es sind Schicksalsfragen, welche die neuesten großen deutschen Erfolge nachgerufen haben. Absonderlich für Frankreich, dessen Reserven nach der Meinung seines leitenden Mannes die Entscheidung bringen sollte. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, außer den schwersten Verlusten und den erlittenen Mißerfolgen ist auch die ganze Aktionsarmee des Generals Foch um ihr Dasein gekommen. Ein deutscher Schlag folgt dem andern und jeder Hieb ist vierzig Kilometer trennen nur noch die deutschen Truppen an der Marne von Paris. Diese Tatsache steht fest, ohne daß der Feind deshalb das Ziel der deutschen Heeresleitung kennt. Darum wollen auch seine Deklamationen wenig besagen, daß Paris bis zum äußersten gehalten und der Krieg selbst dann fortgesetzt werden würde, wenn die Seinestadt fallen sollte. Denn wenn das Schicksal des Feindes die reichen Gebiete von Mittelfrankreich und gar südlich der Loire treffen sollte, dann werden die Kriegsführer in Paris mit Schrecken erkennen, daß alle Kriegsschiffe doch ihre Grenze in der Realität haben. Für Frankreich aber weiß der Feind der Uhr auf die harte Schicksalsstunde, in der es sich um sein ferneres Sein oder Nichtsein als Großmacht handelt. Wären die Kriegsanalysten in Paris und London sich und ihren Völkern an Trostgründen und Hoffnungen herauszudenken, welche sie wollen, entscheidend sind die Tatsachen, und die sind die schweren blutigen Niederlagen der Entente. Ein Meuterei für den Sozialismus und die Gewinn-

sucht der Amerikaner ist das Erscheinen der deutschen Tauchboote vor New York gewesen, das Zukunftsmöglichkeit eröffnet, die sich die Yankees nicht in ihrer Kriegsberechnung aufgeführt haben. Der amerikanische Drang im Weltkriege, die entscheidende Rolle zu gewinnen, hat schon lange unter den deutschen Siegen gelitten, und die Truppen des Präsidenten Wilson haben bisher keinen Befähigungsnachweis erbracht, daß sie dieser Bestimmung gewachsen sind. Die Hoffnung auf Amerika ist im Westen bereits zu einem bösen geflügelten Worte geworden, das so viel bedeutet wie Enttäuschung. Und die Anwesenheit der deutschen U-Boote in den amerikanischen Gewässern erschwert in jedem Falle die obnehin kommissierten Kriegsmassnahmen, die Schlagfertigkeit zu Wasser wie zu Lande wird dadurch noch weiter herabgedrückt, als es bereits der Fall gewesen ist. Kriegsdminister von Stein hat im Reichstage ausgesprochen, daß die Zahl der amerikanischen Truppen in Frankreich auch nicht annähernd dem entspricht, was auf deutscher Seite erwartet worden war.

Werden so die großen Schicksalsfragen des Krieges durch das deutsche Genie und die unvergleichbare Tapferkeit unserer Truppen der Lösung näher gebracht, so können uns die politischen Fragen zu Hause nicht mehr Sorge machen, als sie in der Tat verdienen. Im Reichstage werden die Finanzfragen jetzt in ihren Einzelheiten festgelegt, und wir können annehmen, daß nicht alles vollendet sein wird. Aber die Zeiten werden sich eben ändern und so wie so Anlauf geben, zu verbessern, was noch nicht gelungen ist. Hölzger geht es im Streit um die preussische Wahlrechtsgleichheit zu; aber auch deswegen bleibt das deutsche Volk ruhig. Mit verdientem Interesse verfolgen wir die jetzt bei der Anwesenheit des österreichisch-ungarischen Ministers Grafen Burian in Berlin stattfindenden Verhandlungen über die Ausgestaltung des Zweitalerbundes. Der Waffen- und Wirtschaftsbund sind Schutzmantel, die unser Zukunftsschicksal sichern sollen. Wir haben damit vorgebaut und brauchen uns über den guten Erfolg keinerlei Bedenken weiter hinzugeben.

Politische Nachrichten.

Gegen die Steuerflucht. Der Hauptanstoß des Reichstages begann die Beratung des Gesetzes gegen die Steuerflucht. Die Vorlage sieht vor, daß Angehörige des Deutschen Reiches, die ihren Wohnsitz im Ausland aufgeben wollen, noch fünf Jahre nach dem allgemeinen Friedensschluß der persönlichen Steuerpflicht unterliegen sollen. Das soll auch für die Angehörigen des Deutschen Reiches gelten, die nach dem 1. April 1914 eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben, ebenso für die Staatenlosen. Wer auswandern will, muß das mindestens einen Monat vorher der Steuerbehörde mitteilen und eine genaue Vermögenserklärung abgeben. Die Steuerbehörde stellt dann den Betrag einer zu leistenden Sicherheit fest. Dem Reichdeutschen, der diese Pflicht nicht erfüllt, wird die Ausfertigung von Pässen, Heimatzeugnissen sowie von Landesamtlichen Urkunden verweigert, ausgenommen sind die Personen, deren Vermögen 50 000 Mark nicht übersteigt. Für Ueberreitungen steht der Entwurf eines Gesetzes nicht unter drei Monaten, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Geldstrafen bis zu 100 000 Mark vor. Außerdem soll Verlust der Staatsangehörigkeit eintreten.

Unterstaatssekretär Schiffer betonte, daß es sich bei der Vorlage um ein neues Problem handelt, bei dem nicht nur finanzielle Gesichtspunkte ausschlaggebend seien. Es handle sich auch um eine Forderung der öffentlichen Moral. Die Verbringung von Vermögen ins Ausland müsse bekämpft werden, auch wenn die Schwierigkeiten noch so groß sein sollten. Die Bekämpfung aus dem Boden des geltenden Rechts genüge nicht, und deshalb müsse der Rechtszustand geändert werden. Wir halten den vorgelegten Weg für den besten und halten vor allem die Leistung einer Sicherheit für eine noch fünf Jahre lang zu zahlende Steuer für zweckmäßiger, als den hier und da angelegenen Vorschlag, der Steuerpflichtige seine Vermögensverhältnisse einer einmaligen Abfindung seiner Ver-

pflichtung gegen das Heimatland entziehen. Bei dieser Abfindung würden Schwiebigkeiten und Vorkäufungen in ungeheurem Maße vorkommen.

Burians Berliner Eindrücke. Unmittelbar vor seiner Rückreise nach Wien, die am Mittwochabend erfolgte, äußerte Graf Burian über seinen Berliner Aufenthalt: Bei der Kürze der Frist, die mir zur Verfügung stand, konnten natürlich nicht alle Gegenstände, die der Beratung waren, erörtert werden. Vieles sind auch die Probleme so verwickelt, daß sie eine schnelle Lösung nicht zulassen. Es kann sich im wesentlichen nur um prinzipielle Richtlinien handeln, die im Anschluß an die letzte Begegnung der beiden Kaiser weitergeführt werden. Selbstverständlich werden sich an die heutige Zusammenkunft noch andere anschließen. Es kann aber heute schon mit Sicherheit festgestellt werden, daß der Gedanke der Vertreibung des Südens, der durch die jüngste Zusammenkunft der beiden Kaiser leuchtend in die Erscheinung trat, inzwischen offensichtlich Fortschritte in der öffentlichen Meinung haben und dräben gemacht hat. Was die sogenannte politische Lösung betrifft, die mit dem Ausbau des Bündnisses in engem Zusammenhang steht, so ist sie kein eindeutiger Begriff. Es ist irreführend, wenn vielfach die Meinung verbreitet wird, sie sei von der Tagesordnung verschwunden. Eine Entscheidung konnte in diesem Augenblick um so weniger erfolgen, als es bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Frist unmöglich war, alle Fragen zu Ende zu bringen. Mit großer Freude sehe ich dem Wiener Besuch des Grafen Buriana entgegen, der erfolgen wird, nachdem der Reichsfürstler im Großen Hauptquartier über unsere Berliner Aussprache berichtet hat.

In einer amtlichen Berliner Erklärung heißt es, die Erwartung sei berechtigt, daß die zur Beratung stehenden Fragen binnen kurzem ihre endgültige alle Beteiligten befriedigende Lösung finden werden.

Kundschau im Auslande.

Amerika beklagt sich über das Venehmen der dorthin entsandten englischen Offiziere. „Wall Wall Gazette“ schreibt: Viele englische Offiziere befinden sich jetzt auf verschiedenen Sendungen in den Vereinigten Staaten. Angesichts der Tatsache, daß sie die Heere des englischen Weltreiches repräsentieren, sollte ihr Benehmen von Nachsichtwegen über jeden Tadel erhaben sein. Wir hören aber zu unserem Bedauern, daß einige — vielleicht unbekanntlich — Anlaß zu Klagen gegeben haben. Die Amerikaner haben mit Recht das Gefühl, daß diese vielfach jungen Leute besser an der Front wären. Auch sollten sich die englischen Offiziere, wenn sie nach den Vereinigten Staaten geschickt werden, den dortigen gesellschaftlichen Forderungen anpassen, d. h., sie sollten wie der amerikanische Offizier das Trinken und Tanzen an öffentlichen Plätzen vermeiden. Es ist unerwünscht, daß bei unserem amerikanischen Verbündeten solche Eindrücke über den Zustand unseres Heeres hervorgehen werden.

Japanische Zeitungen machen sich über die Kriegslage der Entente lustig und rühmen ganz offen die deutsche Organisation. So ist in einem Blatt in Tokio zu lesen, die französischen, englischen und amerikanischen Staatsmänner verstanden zwar laut den Grundgedanken der Demokratie, aber gleichzeitig vergaßen sie ihr militärisches Programm. Und wenn schon ein einziges Proklamations des Präsidenten Wilson die Handelsfreiheit fürlegen könne, was sei dann aus der Demokratie in den Vereinigten Staaten geworden? Auch die Keimzellen vom Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen seien nicht ernst zu nehmen. Denn wenn den kleinen Völkern gestattet werde, ihr eigenes Schicksal zu bestimmen, so würden alle großen Länder zusammenbrechen. Deutschland ist, so sagt das Blatt, der Schöpfer des zweckmäßigen politischen und militärischen Systems, das die Welt jemals gekannt hat, und die heutige gewaltige Macht des Deutschen Reiches ist der praktische Beweis für das Zwecklos der Autonomie der Völker und derartiger Prinzipien.

Lebensmittelpreis in Italien. Die Fleischpreise sind fabelhaft hoch: 8 bis 14 Lire das Kilogramm im Klein-

Der häßliche Doktor Liebling.

Humoristischer Roman von Harry Kisth. (Nachdruck verboten.)

21] Euse hatte den Brief mühsam zu Ende gelesen. Nun sah sie den Kopf und blidete schen um sich. Als sie ihn allein sah, atmete sie tief und erleichtert auf. Die blaunen, lustigen Augen standen voll Tränen. Schwester und Neujahr gingen vorüber, in Rhoda hatte man sich mit Prost-Neujahrrufen heiser geschrien, und nun war wieder alles im gewohnten Weise. Auch das hohe Neujahr, oder Heilige drei Könige genannt, das im Herzogtum Rhoda gefeiert wurde, hatte an die Tassen der Einwohner noch einmal Anstöße geföhrt, und Herr Schütz bekam nun wieder langsam gute Laune. Er vertrat eine solche Reihe von guten Tagen nicht, weil seine Fabrik dann still stand und einige Zeit darüber verging, bis bei den Arbeitern die alte Schaffensfreudigkeit wieder erwachte.

Richard Ebbe war wieder nach Berlin zurückgekehrt und hatte seine Assistentenstelle bei Professor Dölling angetreten. Bella Eidenfors ging mit einem Besicht herum, als habe sie das große Los gewonnen; so glücklich und verklärt sah sie aus. Werner Liebling arbeitete fleißig an seinem Roman und kam seltener auf die Eisenbahn. So stimmte ihn traurig, das schöne schlank Mädchen von einer Reihe nichtglücklicher Eleganz umlagert zu sehen. Er ging in den Nachmittagsstunden in das Cafe Seidenhase, um die Zeitungen zu lesen.

Die kleine, rundliche und doch so bewegliche Frau Seidenhase freute sich immer sehr, wenn Doktor Liebling zu ihr kam. Sie betrachtete ihn gewissermaßen als ihren Schützling, weil sie es doch war, die ihm die schöne Wohnung in der Pension Eidenfors verschafft hatte. Sie nahm an seinem Wohlergehen den warmsten Anteil und zeigte sich zu Werners Beschäftigung über sein Tun und Treiben genau unterrichtet. Einige Tage nach dem hohen Neujahr sah Werner im Cafe und las in einer Berliner Zeitung. Einer seiner Bekannten war mit einem neuen Theaterstück bekanntgemacht worden, dessen interessierte nun die Kritik-

Frau Seidenhase schien etwas auf dem Herzen zu haben, denn sie zwängte sich wiederholt zwischen den Nachbarn durch, wagte es aber nicht, den Lesenden direkt zu föhren. Doch als Werner die Zeitung weglegte, schloß sie herbei und griff nach dem Blatt: „Es wartet nämlich ein anderer Herr darauf, Herr Doktor Sie erlauben doch? Das Blatt wird immer viel verlangt. Es ist wohl besonders interessant? Es passiert sehr überhaupt viel Interessantes in der Welt. Und auch in Rhoda. Denken Sie nur.“

Frau Seidenhase sah Doktor Liebling lauernd an und wartete, daß er sie nach ihren Neugierigkeiten fragen würde. Die Zeitung hielt sie noch in der Hand, der andere Herr schien es also nicht so eilig zu haben. „Ja, es passiert viel“, bestätigte Werner, nur um überhaupt etwas zu sagen. Er war mit seinen Gedanken ganz wo anders in Anfrucht gekommen. „Sie werden sich dann wohl dauernd bei uns niederlassen, Herr Doktor?“ fragte Frau Seidenhase. „Dann? Wann denn, Frau Seidenhase?“

Die Frau lächelte ein wenig verlegen, beugte sich zu dem Eigenden herab und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Sie sich verheiraten!“ Werner blidete die Frau überrascht, mit einem ungewissen Leuchten in den Augen an und fragte ruhig: „Wer hat Ihnen diese Legende erzählt, Frau Seidenhase?“

„Wer es mir erzählt hat, Herr Doktor? Ganz Rhoda spricht davon, daß Bella Eidenfors und Sie ein Paar würden. Ich selbst habe Sie zusammen auf der Eisenbahn gesehen und mit eigenen Augen Ihre glidlichen Gesichter beobachtet. Aber wenn es noch ein Geheimnis sein soll, dann bitte ich wegen meiner Schwachheitigkeit tausendmal um Entschuldigung. Ich dachte nur, weil ganz Rhoda davon spricht.“

„Weil ganz Rhoda davon spricht“, wiederholte Werner ärgerlich. „Wie konnte ich so ganz vergessen, daß ich nicht in Berlin, sondern in Krähwinkel bin.“ „Aber, Herr Doktor“, rief Frau Seidenhase vorwurfsvoll, „unser schönes Rhoda ist doch kein Krähwinkel. Seine Durchlaucht wohnen höchstselbst hier. Wir werden übrigens bald Hofonditor werden, ich weiß es aus sicherster Quelle. Wir haben es aber auch ver-

dient, denn mein Mann gibt im Winter täglich zwölf armen Kindern unentgeltlich Frühstück. Man muß doch auch etwas für die Armen tun.“

„Und für den Hofonditor-Titel“, unterbrach der Doktor die eifrige Frau lächelnd. „Aun erklären Sie mir einmal offen und ehrlich, wie Sie zu dieser eigenartigen Vermutung kommen, Frau Seidenhase.“ „Ist die so eigenartig, Herr Doktor? Wir liefern doch mindestens ebenso gute Ware wie Schwammerlings, bei denen man doch wirklich nicht weiß, warum und wofür sie den Titel bekommen haben. Man munkelt allerdings einiges von den schönen Augen der Tochter, die bei Hofe so gefallen hätten, daß der Vater Hofonditor geworden sei. Aber ich will keinem Menschen was Böses nachreden und glaube nicht daran.“

„Die schönen Augen von Fräulein Schwammerling in allen Ehren, meine liebe Frau Seidenhase, doch von denen wollte ich nichts wissen. Wer verlobte mich mit Fräulein Eidenfors?“

„Ach so! Wer? Nun, die ganze Stadt.“

„Dann soll mir die ganze Stadt gestohlen bleiben, Frau Seidenhase. Und da ich nicht der ganzen Stadt grob dafür sein kann, daß sie den guten Ruf einer jungen Dame so wenig respektiert und ehrt, so muß ich Ihnen meine Meinung sagen. So ehrenvoll es auch für mich sein würde, wenn eine junge Dame von den Qualitäten einer Bella Eidenfors mit ihrer Reingung schenken wollte, so ist daran gar nicht zu denken. Dafür liegen noch andere, triftige Gründe vor, aber die ich hier jedoch nicht sprechen darf.“

„So wird sich Fräulein Eidenfors wohl anderweitig verloben?“ fragte Frau Seidenhase eifrig. Die Worte des Doktors rührten sie nicht.

Werner lächelte. Was sollte er bei dieser unverbesserlichen Sänderin anderes tun? „Nein“, erwiderte er mit gefühllosem Ernst, „wenn Sie mir Ihr großes Ehrenwort geben, daß Sie das Geheimnis nicht verraten wollen, will ich es Ihnen sagen.“

„Mein großes Ehrenwort?“ fragte Frau Seidenhase verdächtig. „Was ist das für eine?“ „Es ist der Gegenfuß zum kleinen Ehrenwort. Das kleine hält man nur manchmal, das große fast immer.“